



In allen Stürmen fest am Steuer!

In allen Stürmen fest am Steuer!
 Gewachsen aus des Bootes Holz!
 In allem Tosen ungeheuer
 Eiserne Ruh der Fäuste Stolz!
 Ohnmächtig brechen Wogenzangen,
 Ein spöttisch Lächeln streift das Riff,
 Und immer wirkt der sichere Griff,
 Die beste Stromkraft einzufangen.
 Dreihohle Segel drausen vor:
 Kein Tag sei, den das Ziel verlor!

Frans Dieberich.

Zurück zum Sozialistengesetz!

Von Wilhelm Blas.

Jawohl — zurück zum Sozialistengesetz! Das ist der eigentliche Inhalt des ganzen Rummels, der unter dem Namen der „Vaterlandspartei“ gegenwärtig vor sich geht. Die politischen Brandstifter, die jetzt überall zum Vorschein kommen, versuchen zwar die Komödie fortzusetzen, hinter der sie anfangs ihr Treiben verbargen und mit dem sie das gute deutsche Volk über den eigentlichen Charakter und Zweck des ganzen Spektakels täuschen wollten. Sie reden immer noch davon, daß er mit innerpolitischen Angelegenheiten nichts zu tun hätte. Aber diese demagogischen Klünste halten nicht mehr vor, und es wird offenbar, daß es sich weit weniger um die Zukunft von Blandern, Litauen, Aurland und Polen handelt, als um einen Feldzug gegen die Sozialdemokratie. Die bisherigen Mißerfolge der Vaterlandspartei, in der sich alle reaktionären Elemente Deutschlands „gesammelt“ haben, und die Ausschichtslosigkeit dieser neuen „Sammelpolitik“ haben die Weisheit der Reaktion in eine solche Wut versetzt, daß sie schier plagen möchten. In Stuttgart brüllte in einer Versammlung der Vaterlandspartei ein Ueberpatriot, man müsse die Reichstagsmehrheit aufhängen, und die Versammlung soll ihm begeistertest Beifall; die ostelbischen Junker Wangenheim und Oldenburg-Januschau reden öffentlich vom Erschießen der Elemente, die ihnen nicht gefallen, und die „Kreuzzeitung“ fordert in demselben Stil, wie sie 1849 das Blut Kinkels gefordert hat, das Blut von Ebert und Scheidemann. Wahrhaftig, so schlimm war es vor vierzig Jahren nicht, als man dem deutschen Volke vorgegaukelt hatte, die Sozialdemokratie habe die „moralische Verantwortlichkeit“ für die beiden Attentate auf den alten Kaiser Wilhelm I. zu tragen. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ schrieb damals: „Was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer!“ Aber damit war auch der Höhepunkt des Rummels von damals erreicht. In Drohungen mit Erschießen und Aufhängen hat man sich damals kaum verfliegen.

Aber um was handelt es sich denn? Allerdings um die „heiligsten Güter“ der Krout- und Schlotjunker, um die Ausbeutungs- und Unterdrückungsfreiheit. Das Dreiklassengesetz soll abgeschafft werden, und es wird abgeschafft werden

trotz aller Verschleppungsversuche; der § 153 der Gewerbeordnung soll fallen und er wird fallen. Diese Aussichten steigern die Wut der Reaktionäre zur Sinnlosigkeit. Zwar ist die Notwendigkeit der in Rede stehenden Reformen von oben herab zugestanden und dort ihre Durchführung in die Hand genommen worden. Aber wer da glaubt, das könnte das Reformwerk bei Schlot- und Kroutjunker sanktionieren, der befindet sich in einem schweren Irrtum. In blinder Wut schlagen sie auf die Sozialdemokratie, weil diese das Reformwerk angeregt und gefördert hat; wen sie noch sonst damit treffen wollen, darüber wird kaum jemand im Zweifel sein. Die Sozialdemokratie, die im Kriege ihre volle Pflicht getan und heute noch am Standpunkt des 4. August 1914 feithält, wird des Vaterlandsverrats schuldig erklärt. Erschießen, erhängen, Sozialistengesetz! In diesen drei Worten konzentriert sich die ganze politische Weisheit der „Vaterlandspartei“.

Wären die Zeiten nicht so ernst, so würden wir uns darauf beschränken, über die Rodomontaden der Krout- und Schlotjunker herzlich zu lachen. Denn nur darum wird das große Maul so voll genommen, weil sie wissen, daß sie nichts ausrichten können — im Ganzen genommen. Es ist die Wut der Ohnmacht. Sie wissen, daß sie die ungeheure Mehrheit des Volkes gegen sich haben, daher die Verschimpfung eben des Volkes: „Vox populi, vox Rindvieh!“ Sie wissen auch, daß sie vergeblich nach einer Rückkehr zum Sozialistengesetz trachten. Denn nach den Erfahrungen, die man mit dem Sozialistengesetz gemacht hat, wird es niemals mehr eine Regierung in Deutschland geben, die so dumm wäre, diese Erfahrungen nochmals machen zu wollen. Bismarck, der eben durch diese Erfahrungen erst belehrt werden mußte, würde sicherlich heute nicht mehr mit dem Sozialistengesetz operieren. Abgesehen davon, daß die Sozialdemokratie 1878 im Vergleich zu heute ein kleines Häuflein bildete, das man leichter zum „Objekt“ der Gesetzgebung machen konnte.

Aber so sehr uns das Loben der ohnmächtigen Wut zum Lachen reizt, so hat die Sache doch auch ihre ernste Seite. Wir wissen wohl, daß mit Intrigen, mit Verschleppung der Reformen und mit allerlei „Zwischenfällen“ zu rechnen ist. Das Gespenst der Kamarilla in schwarzem Frack und weißem Spitzenunterrock schleicht immer noch über die Hintertropfen der Paläste. Aber das ist nicht die Hauptsache. Weit ernster wird uns zumute, wenn wir uns in die Empfindungen versetzen, welche das Treiben der Reaktionäre in der Seele der Landesverteidiger erregen mag.

Wir wollen den Empfindungen nicht näher Ausdruck geben, welche die Seele derer bewegen, die ihre Freunde und Gefinnungsgenossen dabei so bedroht sehen und für sich selber das gleiche erwarten müßten, wenn die Wünsche der Reaktionäre in Erfüllung gehen würden. Es sei ferne von uns, angesichts des Feindes die Siedehitze der Leidenschaften noch steigern zu wollen. Aber wir können es mitfühlen, wie in ihrer Seele der unerschütterliche Entschluß reift, nach der Heimkehr nicht zu ruhen und nicht zu rasten, bis der Woll der Vorrechte niedergelegt ist, hinter dem sich die Reaktionäre auch für die Zukunft verchanzen wollen.

Diese Reaktionäre vergessen nichts und lernen nichts. Sie kommen immer wieder auf ihre alten Mittel zurück und denken gar nicht daran, daß diese in die von Grund aus veränderten Zeitverhältnisse nicht mehr hineinpassen können.

Aber wir freuen uns, daß sie ihre menschenfreundlichen Gedanken so ohne Rückhalt geoffenbart. Den Weg zur Ver-

seitigung ihrer Vorrechte haben sie damit nicht wenig geebnet. Und so sind auch sie „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und doch auch Gutes schafft“.

Troßki.

Von Paul Bifferer.

In der Wiener „Revue d'Autriche“, dieser französisch geschriebenen Halbmonatsschrift, die voll Verständigungsgeist das menschlich Verbindende zwischen den Nationen sucht, gibt Paul Bifferer aus Wiener Erinnerungen Züge zum Witz Troßki. Wie teilen den Aufsatz (mit einigen Abstrichen) deutsch übertragen mit.

Die Völker wollen den Frieden, alle Völker — ausnahmslos. Die Seele ist müde von allzu starken Eindrücken und Gefühlen: immer neue Gestalten tauchen auf, kommen aus dem Dunkel, werden groß, Ramen, die wir gestern nicht kannten, sind heute bekannt und mit dem Geschehen dieser Jahre für alle Ewigkeit verbunden. Wie Schattenbilder auf einer weißen Leinwand werden später die Gestalten vorüberziehen, von Reizung oder Abneigung vergrößert oder vergerzt. Gestalten kommen zu uns Lebenden als Lebende und wir kennen sie nicht, wir wissen nicht, ob sie bestimmt sind, die Ereignisse zu beherrschen oder von ihnen verschlungen zu werden. Die Ereignisse sind Scheinwerfer: wo sie hinleuchten, da frohlt es in der Nacht. Aber man weiß nicht, ist es morsches Holz oder ein blühender Baum.

So steht noch immer finster, undurchdringlich das große Rußland vor uns, steppentief, geheimnisvoll. Jetzt erst bemerken wir mit wieviel Jungen es redet. Zwei Ramen leuchten auf: Lenin — Troßki. Sind es Sternschnuppen, die schnell niedergehen, oder sind es wirklich Kometen, die ihren unerwarteten Weg mitten durch die hergebrachte Bahn nehmen. Es ist kein Zufall, daß die beiden Ramen nur angenommen sind, nicht bürgerliche Ramen, die in Registern eingetragen werden, wenn man zur Welt kommt, wenn man ein Weib freit und wenn man stirbt. Das Pseudonym dieser Ramen macht es deutlich, daß sie für eine unbürgerliche Klasse stehen, die uns fremd ist, die selber anonym ist und die ihren eigenen Weg noch nicht kennt.

Von Lenin wissen wir, daß er mit seinem wirklichen Namen Wladimir Iliitsch heißt; er soll aus einer altrussischen adeligen Lehrfamilie stammen. Der Name Troßki stieg zur Zeit der ersten russischen Revolution auf. Da stand Troßki an der Spitze der Petersburger Arbeiterdeputierten. Beim Moskauer Aufstand wurde er verhaftet. Seine leidenschaftliche Rede gegen den Zarismus verurteilte hinter Gefängnismauern, es kam der lange schweigende Weg nach Sibirien. Mitten im nordischen Winter gelang es Troßki zu entfliehen. Umsichtig, geht er in Wien ein, um hier sieben lange Jahre freundliche Zuflucht zu finden.

In der Koblergasse hat er gewohnt, in der wienerischsten aller Vorstädte: Sievering. Seine Wohnung war bescheiden, doch mit allem Ansehen eingerichtet. Wenn man sie betrat, überraschte nur, daß als einziger Wandschmuck eine große Landkarte diente: die Karte Rußlands, die alle Orte, durch die er, von Pöschern gefolgt, geflohen war, in seinem Geiste deutlich sichtbar ausleuchten ließ, die noch immer und trotz allem geliebte russische Erde, die unwirtlichen Flecken in Sibirien auch, wo er Freunde und Kampfgenossen in tiefer Erniedrigung schmachten wußte.

Links und rechts von der Landkarte gab es umfangreiche Bücherlasten. Sie enthielten so ziemlich die ganze marxistische Literatur. In diesem Kreise ging das Leben Troßkis während der sieben Jahre hin, die er in Wien weilte. Wie auf Dauer begründet nahm sich sein Heim aus, im stillen bescheidenen Familienglück

gebrachte Vorrat zu Ende war, da hatte der junge Mann nichts zu essen für seine Frau. Und er sagte zu seiner Frau: „Liebe Frau, jetzt habe ich nichts zu essen mehr. Vorher hatte ich meine Kinder, die habe ich gemolken und so meinen Unterhalt gehabt; aber heute habe ich alle meine Kinder für dich hingegeben, und so habe ich nichts mehr. Liebe Frau, ich will nun zu meinen Nachbarn gehen und mir von denen, die Kühe haben, etwas Milch einmelken lassen, wieviel es auch immer sei, damit wir etwas zu essen haben.“ Da sagte seine Frau zu ihm: „Jawohl, lieber Mann.“ Da stand der junge Mann auf und es war nur dies sein Geschäft: alle Tage ging er hin und ließ sich die Kühe anderer Leute melken, damit er irgend etwas für sich und seine Frau zu essen bekam. So trieb er es jetzt alle Tage.

Und eines Tages ging die Frau hinaus und stellte sich vor ihre Tür; da kam ein sehr schöner junger Mann dort an der Tür vorbei. Und als er die Frau an der Tür stehen sah, entbrannte er von Verlangen, sie zu verschleppen und so schickte er nachher seinen Kuppler zu jener Frau.

Die Frau sagte: „So Gott will, ich habe die überhandige Volkshaft gehört, aber warte nur noch ein wenig, dann werde ich dir meine Meinung sagen; jetzt kann ich es noch nicht.“ So stand denn der Kuppler auf und ging heim.

Nach drei Monaten dachte der Vater der Frau: „Ich will einmal hingehen und meine Tochter bei ihrem Mann besuchen.“ So begab er sich auf die Reise und wanderte seines Weges, bis er bei seinem Schwiegersohn ankam, und er klopfte an die Tür. Die Tochter stand auf und gab Antwort: „Wer bist du denn da?“ Der Alte sagte: „Ja bin hier, der und der.“ Da stand seine Tochter auf und sagte zu ihm: „Tritt doch näher!“ So ging er hinein und begrüßte sich mit seiner Tochter, und sie nötigte ihn in die Halle und der Alte setzte sich dort. Und der Vater fragte seine Tochter, wie es ihr gehe; und sie sagte: „Ganz gut, mein Vater.“

Schließlich stand die Tochter auf und ging von dort fort, wo ihr Vater sah und ging in ihr Zimmer hinein und dachte nach und weinte sehr, weil im ganzen Hause auch nicht das geringste war, was sie ihrem Vater hätte lohnen können. So

Eine Frau für 100 Kinder.

Ein afrikanisches Märchen.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, und sie lebten viele Tage im Lande Pata, und sie bekamen einen Sohn. Und ihr Vermögen bestand aus 100 Kindern. Sie besaßen nicht ein einziges Kalb mehr, als diese Kinder, welche sie hatten. Und allmählich wuchs der Sohn heran und wurde ein großes Kind. Und als der Knabe 15 Jahre alt war, starb sein Vater. Und nach einigen Jahren starb seine Mutter auch. So erbte der Jüngling seine beiden Eltern, und er erbe die 100 Kinder, die man ihm hinterließ, und so blieb er und hielt die Trauerzeit für seine Eltern. Und als er ausgetrauert hatte, da verlangte ihn, nach einer Frau zu suchen, damit er sie heirate.

Und er sagte zu seinen Nachbarn: „Ich möchte gern eine Frau heiraten, denn meine Eltern sind gestorben und jetzt bin ich ganz allein; ich kann nicht allein bleiben, sondern ich muß eine Frau heiraten.“ Seine Nachbarn sagten zu ihm: „Jawohl, heirate nur, denn du bist jetzt wirklich ganz allein und wir werden uns für dich umsehen, damit du eine Frau zu heiraten bekommst.“ Und er sagte: „Ja, so soll es sein.“

Und er sagte: „Ich möchte gern, daß jemand hinginge und für mich eine Frau suche.“ Sie sagten: „Wenn Gott will!“ So stand einer von den Nachbarn auf und ging hin und suchte nach einer Frau, die jener heiraten könnte, bis er eins fand. Und dann kam er und sagte zu ihm: „Ich habe eine Frau gefunden, wie du sie willst, aber sie ist nicht aus dieser, unserer Stadt.“ Er fragte: „Wo ist sie denn?“ Er sagte: „In einer anderen Stadt, ziemlich ferne, ich denke, es sind acht Stunden Reifens von hier bis dort.“

Und er fragte ihn: „Bessers Tochter ist denn dieses Mädchen?“ Er sagte ihm: „Es ist die Tochter Abdallahs, und ihr Vater ist sehr reich; diese Frau besitzt sechstaufend Kinder; und er hat kein Kind, als diese seine einzige Tochter.“

Als der Jüngling dieses hörte, war er ganz voll Verlangen, diese Frau zu bekommen, und er sagte zu seinem

Nachbarn: „Gehe doch morgen hin und überbringe dorthin meine Antwort, nämlich, daß ich einverstanden bin.“

Da sagte der Nachbar: „So Gott will, morgen werde ich hingehen, wenn Gott mir das Leben schenkt.“ Und als der Morgen graute, stand der Vermittler auf und ging, bis er zu dem alten Abdallah hinkam, und er überbrachte ihm die Volkshaft jenes Jünglings, alles, wie es zugegangen war. Schließlich antwortete der Vater und sagte: „Ich habe deine Worte gehört, aber ich verlange, daß jeder, der meine Tochter heiraten will, mir hundert Kinder als Brautkauf geben muß; wenn er solchen Brautkauf gibt, so gebe ich ihm meine Tochter zur Frau.“ Der Vermittler sagte: „So Gott will, ich werde gehen und die Antwort überbringen.“ Er sagte ihm: „Jawohl, tue es!“ Da stand der Vermittler auf und ging zurück und antwortete dem Jüngling alles, was dort verhandelt war. Und der Jüngling sagte: „Ich habe deine Worte gehört, aber er will als Brautkauf hundert Kinder, und ich habe nicht, als hundert Kinder; wenn ich sie ihm alle gegeben habe, wovon soll dann meine Frau leben, wenn sie zu mir kommt? Und ich habe doch kein anderes Vermögen, als diese hundert Kinder, die ich von meinem Vater ererbt habe.“

Schließlich sagte sein Nachbar zu ihm: „Nun, wenn du sie nicht willst, so sage es mir, damit ich hingehge und Antwort bringe, oder, wenn du sie willst, so sage es mir endlich.“ Der Jüngling beugte sich nieder und dachte nach, und als er sich dann wieder aufrichtete, sagte er: „Es schadet nichts, gehe hin und sage: ich bin damit einverstanden, ich werde die hundert Kinder holen und sie ihm geben.“ So stand denn der Vermittler auf und ging zu dem Vater hin und sagte ihm: „Der junge Mann hat darin eingewilligt, die hundert Kinder zu zahlen.“ Und der Vater sagte: „So bin ich damit zufrieden, daß er die Tochter nimmt.“ So besprachen sie sich die Einzelheiten, und jemand wurde ausgeschied, um den jungen Mann zu rufen. Dieser kam und wurde freundlich aufgenommen, und dann besprachen sie sich über die Heirat. Und er wurde getraut und zahlte die hundert Kinder und man hielt das Hochzeitsfest.

Und dann nahm er seine Frau und zog heim. So blieben sie denn zunächst zehn Tage; und als der mit-

Wohl! Trocki hier; ihm zur Seite eine sehr hübsche kleine Frau mit blondem Haar, sehr slawisch in ihren Gesichtszügen, sehr slawisch in ihrem Chorgesang auch, träumerisch und doch voll Entschlossenheit. Der Politik freilich wich sie geflüstert aus. Sie vermied es, an einem Gespräch teilzunehmen, sobald es eine militärische Wendung nahm, und spielte dann lieber mit ihren Kindern, einem Anaben und einem Mädchen, die beide ihrem Vater sehr ähnlich sahen.

Dem äußeren Ansehen nach floß also das Leben Trocki damals recht friedlich hin. Er lebte sehr zurückgezogen, verkehrte überhaupt nur mit seinen Landsleuten, die mitten in Wien sich zu ihrem politisch-geistigen Leben zusammenschlossen. Die Nachmittage konnte man ihn zuweilen im Café Central sitzen sehen, über ein Schachbrett gebeugt, völlig fasziniert in das Spiel versunken, das den Krieg mit allen seinen Listen und Mänteln unblutig spiegelt. Und doch gab es auch damals in dem Leben Trocki genug Bewegung. Er galt als der Führer einer Partei, die sich mit aller Entschiedenheit gegen — Lenin stellte. Trocki hatte es sich vorgenommen, eine Einheitspartei zu bilden und die zerstreuten Fraktionen der Menschewiki mit den Bolschewiki wieder zu vereinigen. Lenin aber weigerte sich, auf solche ein Kompromiß einzugehen, und so kam auch die Einigung nicht zustande. Nur in einem Punkte begegneten sich Trocki und Lenin schon zu jener Zeit. Es ist einer der wichtigsten Punkte ihres neuen Programms geworden: die Selbstbestimmung der Völker.

Trocki lebte damals von den bescheidenen Einkünften, die er als Berichterstatter des „Narod“, des Blattes der bulgarischen Sozialdemokratie, bezog. Später gab er auch die „Proba“ heraus und gewann Kameneff, der ihm heute als Unterhändler in West-Litwa zur Seite steht, zum Mitarbeiter. Doch neue Spaltungen in der russischen Sozialdemokratie führten zur Einstellung dieser Zeitschrift und Trocki gründete den sogenannten Augustklub, der sich gegen die Bolschewiki lebte. Doch in seinem Herzen war Trocki Bolschewiki geblieben und er hatte der Einheitspartei nur aus taktischen Gründen zugestimmt. So konnte er sich in dem neuen Bund nicht halten, dessen Schöpfer er doch selber war. Er verließ den Klub als ein ewig unsterblicher Wanderer im Geistigen und begründete wieder eine neue Zeitschrift „Rorba“ (Der Kampf). Er war nun völlig vereinsamt in seinen Ideen wie in seinem Leben. Das reizte ihn nicht. Er unternahm es ganz allein von der Ferne aus, das revolutionäre Rußland zu seinen Ideen zu bekehren.

Seinen früheren Gegner, nun seinen Freund Lenin, hat er in einem einsamen Korpasendorfer, in der Nähe von Krakau, kennen gelernt, wo Lenin in sehr ärmlichen Verhältnissen sein Leben hindurchbrachte. Kurz vor dem Kriege gerieten die beiden noch einmal hart gegeneinander. Es gelang Trocki, in Brüssel eine Einigungs-Konferenz zu veranstalten, die aber schließlich von dem hartnäckigen Widerstand der Bolschewiki gesprengt wurde. Nun gründete Trocki einen neuen Verband, den sogenannten Juliklub, in dem er bereits als Chef einer anerkannten Partei auftrat.

Da kam der Krieg. Trocki wendete sich in der ersten Bemerkung nach Frankreich, wo er sogar kurze Zeit als Kriegsberichterstatter tätig war. Bald aber zog er es vor, in Paris eine russische Zeitung herauszugeben, deren heftiger Ton sie in regierenden Kreisen schnell mißliebig machte. Trocki mußte abermals fliehen und diesmal wendete er sich nach Amerika. Seine weiteren Erlebnisse sind allgemein bekannt. Wie er beim Ausbruch der Revolution sich sogleich nach Rußland einschiffte und wie sein Dampfboot von einem englischen Kriegsschiffe angehalten wurde, angeblich weil Trocki deutsches Geld nach Petersburg mitbringe. Es ergab sich aber, daß dieses Geld nur ein paar hundert Dollar waren, die deutsche Brauereiarbeiter für die Opfer der russischen Revolution gesammelt hatten. So wurde Trocki endlich aus dem englischen Gefängnis entlassen und traf in Petersburg gerade im Augenblick ein, als Lenin das Trommelfeld aufgestellt hatte: „Die Revolution muß den Weltkrieg beenden, alles andere bliebe Waffenstillstand.“ Als ein Einmischer trat Trocki in Rußland ein, von allen seinen Freunden längst verlassen, die zum Teil für den Krieg eingetreten waren. Nun machte er seinen Frieden mit Lenin, trat zu gemeinsamer Arbeit an seine Seite.

Zu gemeinsamem Sojdzial auch. Führt es in die Höhe, findet es selbst den Frieden, wie es den Weltfrieden bringt, aber zerfällt es, im großen, nimmer zu löschenden Brand?

Es ist versucht worden, die äußeren greifbaren Umrisse eines merkwürdigen Daseins nach den Erzählungen weniger Freunde festzuhalten. Aber was läßt sich greifen? Sieben Jahre lang hat

Trocki hier im engen Quartier die Tüden der russischen Revolution verknüpft gehalten. Wir selbst sind voll Erstaunen. Niemand hat diesen Mann gekannt. Einige haben seine Gebehrden im Gedächtnis behalten, das rein Neugierliche, wie er sich in der Erregung mit der Hand durch das dicke krause Haar fuhr. Sein trotziges Epitheton hat man gekannt, seine dunklen Augen hinter den scharfen Gläsern, Augen, müde vom vielen Wachen, seine Dialektik, seine Leidenschaft. Wie wenig wollen solche „greifbare“ Konturen bedeuten in einer Zeit, die allen bestimmten Linien abhold ist. Trocki! Was verbringt sich hinter diesem Namen und hinter der anonymen Masse, die er vertritt. Geheimnisvoller denn je ist Rußland geworden, einst dem Jaren aller Neuzug untertan — wie lang ist's her! — und nun auf einem neuen unbekanntem Weg gewiesen, in einem Augenblick, da alle Völker wie verärgert scheinen.

„Unsere“ Lerche.

Von Friedrich Seel.

Die durch einschlagende Granaten und Minen aufgeworfene zerfetzte Erde, die Pflähe des Drahtverbaus und die Leichen der Gefallenen, die hier und da verstört im Vordfeld lagen, behinderten in keiner Weise den Ausblick.

Durch den kleinen Schlitz der Schießscharte konnte man deutlich die kleinen schwarzen Löcher sehen.

Jeder wußte es: aus diesen kleinen Löchern dort sandte der Feind das tödliche Blei. In diesen Löchern steckte der Lauf seines Gewehres, dabei lauerte der Posten.

Wiehe dem, der den Kopf über den Grabenrand gesteckt hätte. Der Franzose beobachtet wachsam. Genau wie in unserem Graben, wo die Schwarzschießen, den Kopf lässig an die Schießscharte gedrückt, hinausspähten.

Franzmann, nimm dich in acht!

Hier und da fiel ein Schuß — hüben wie drüben.

Nicht, daß es irgendwie ein Ziel gegeben hätte. Man wollte sich gegenseitig zeigen, daß man noch da war.

Ab und zu bligte es auf. Im Vordfeld von Bouvigny oder hinter der Sieseler Höhe oder Gott weiß, wo die deutschen und französischen Batterien sich eingegraben hatten.

Dann zog mit Hissch und Heulen eine Granate über uns hinweg. — Jemandem erzitterte die Erde, weit hinter oder vor uns. Eine suchte die andere Batterie, wollte die andere — dem Gegner seine — zum Schwelgen bringen.

Uns ließ man in Ruhe in unserem Graben.

Rur an gewissen Tagen, dann kamen die heulenden Teufel von da drüber länger, dann merkte man sie erst, wenn sie da waren, wenn sie laut herbstend, mühsamlich lurrnd, die Deckung zerrissen oder im Vordfeld den Schnee und Schlamm hochtoben ließen. Eines Nachts war er gekommen, der Schnee. Wir Pioniere merkten nichts davon, als er niederfiel. Als wir in unsere Winngänge tief unter die Erde hinabstiegen, da war es eine Nacht wie jede andere der letzten Wochen. Die Luft war dick und neblig, und die aufsteigenden Rauchfahnen blinkten matt und düster. Und als der Morgen heraufstieg, da hatte die Erde ein weißes, glitzerndes Leuchten angelegt.

Nicht lange, da schmolz der Schnee wieder. Die Grabenwände wurden naß, klebrig, die schweren Stiefel zerstampften den Boden zu Brei.

Und immer noch war die Luft dick und schwer.

Doch der Frühling kam, und die Sonne siegte.

Die Nebelwand verschwand, sank und tausend glitzernde Tropfen liefen den Leittungsdraht entlang. Jenen Drähten, die sich geheimnisvoll die Grabenwände entlangziehen, nach hinten, nach dem Kopf, dem Hirn des Kampfes.

Da hinten hinaus war der Blick freier. Kein Abschluß wie da vorne, wo die aufgeworfene Erde des feindlichen Grabens den Horizont bildete.

Ganz nahe da hinten starrten die Trümmer von Carency mit dem zerfetzten Kirchturm, weiter links der sterbende Wald von Bouvigny, und ganz hinten, scharf unrisen, die heile Höhe von Notre Dame de Lorette.

Und mit der Sonne, mit dem Frühling kam unsere Lerche. Eines Tages war sie da. Eines Morgens mit der Sonne stieg sie aus der Mitte des neutralen Streifens zwischen den Gräben hoch. Jemandem in einem Granatloch mochte ihr Unterschlupf sein. Genau in der Mitte zwischen uns und dem Franzmann. Woher kam sie so plötzlich? Ein Gruß der Heimat? Welch gültiges

Gesicht sandte sie uns in unsere Grabeneinsamkeit? In die graufige Einsamkeit, wo einem jede kleine Schwächung willkommen war; wo einem eine Nichtigkeit andere Gedanken brachte. Andere Gedanken als ewig an Gewalter „Tod“, der lauernd, grinsend durch die Gräben schreitet.

Unsere Lerche?

Dem Franzmann seine?

Was kümmerte sie der Deutsche, der Franzmann, was störte sie das Geknatter der Gewehre, das Dröhnen der Geschütze, die ganze grausame Symphonie des Todes?

Mit Jauchzen und Tirillieren — ein Symbol des Friedens — stieg sie höher, immer höher, bis sie nur noch als winziges Pünktchen erkennbar war.

Und hunderte Augen folgten ihr!

Hüben und drüben. —

Und hunderte Gedanken schwebten mit empor, flogen weiter, weit über Berge, Wälder, Seen zur Heimat. Reisten ins weite Land der Erinnerungen. In jene Frühjahrszeiten, wo man, das Herz geschwellt, durch Felder und Auen streifte.

Wenn sie dann wie ein fallender Stein wieder herabkam, wenn sie ihr Versteck aufsuchte, da draußen, dann freute sich jeder auf den nächsten Tag, auf das Erwachen der Sonne, auf den Aufstieg unserer Lerche. —

Dann kam die große Schlaft. —

Beim dämmernden Tage haben sie an, die Batterien, spien aus hunderten Schländen Feuer und Entsetzen, Tod und Verderben. Trommelfeuer! —

Und als sie dann ankamen, die Massen der Schwarzen aus Senegal, aus Marokko und Algerien, da mußte unser zusammengeknallenes Häuflein der Uebermacht weichen.

Ein Weniges nur — ein, zwei Kilometer. Dann stand die Mauer wieder. Die Mauer aus Fleisch und Eisen.

Ob sie jenen graufigen Morgen überlebt hat, unsere Lerche? Jenen Morgen, wo schwere, stampfende Schritte der Schwarzen, bezogenen Horden über ihr Versteck hinwegführten, wo der Tod so reiche Ernte hielt? —

Notizen.

— Beethoven's Reute und der Berliner Volkschor. In der Aufführung von Beethoven's 9. Symphonie, die am Deutschen Opernhaus am 17. Februar, mittags 12 Uhr, zu wohltätigem Zwecke stattfand, nimmt auch der gesamte Berliner Volkschor Anteil.

— Der Physiologe Ewald Hering ist, 84 Jahre alt, in Leipzig gestorben. Seit 1885 wirkte er an der dortigen Universität, nach einem Vierteljahrhundert des Schaffens und Lehrens in Wien und Prag. In grundlegenden Forschungen baute er die Theorie der Sehvorstellungen physiologisch und psychophysikalisch aus. Seine Farbenlehre setzte sich allgemein durch.

Zu seinen bedeutendsten Leistungen gehört, daß er schon 1870 auf die entwicklungsgeologische Bedeutung des Gedächtnisses hinwies; in einer Wiener Festrede über das Gedächtnis als einer allgemeinen Funktion der organisierten Materie. Er knüpfte an Harknells Lehre von dem Zusammenhang der Entwicklung der Einzelwesen mit der Stammesgeschichte des gesamten Tierreichs (Ontogenie und Phylogenie) an, und Haendel war der erste, der seine Leistung freudig begriffte. Die Tatsachen des Erinnerens wiederholen bekräftigt vergangene Erscheinungen unter veränderten, vereinfachten, erstellten äußeren Bedingungen.

Hering also begann die Arbeit an dem wichtigen Problem, das dann dreißig Jahre später von Richard Semon in der Mneme-Theorie (Mneme ist das griechische Wort für Gedächtnis) entscheidend durchdringt wurde.

— Deutsches Opernhaus. Die Eröffnung der neu einstudierten Offenbach'schen Operette: „Die Belobung bei der Laterne“ findet am Dienstag, den 5. Februar, statt.

— Im Institut für Meereskunde, Georgenstr. 24 bis 26, spricht am 5. Februar in der Reihe der öffentlichen Vorträge mit Vorkursen Naphthalenleum Dörsin über die Arbeit der Minenjagdflotillen, am 8. Februar Fragattenkapitän Schnell über Wasserflugzeuge. Beginn 8 Uhr abends.

— Eine Frau für hundert Kinder. Die afrikanischen Erzähler lieben die breite Form und unterstützen ihre Rede durch eine lebhaft gebärdete Sprache. Das charakteristische Bild ihrer Volkstümlichkeit, das wir heute mitteilen, entstammt dem von Axel Rainhof herausgegebenen Buche „Afrikanische Märchen“, dem jüngst erschienenen Bande der von Eugen Diederichs Verlag herausgegebenen prächtigen Bibliothek der Märchenweltliteratur.

ging sie denn aus der Hintertür hinaus, und wie sie hinter dem Hof war, bemerkte sie den jungen Mann, der sie verfolgen wollte, und er rief sie heran. Da ging die Frau zu ihm heran, und sie sagte zu ihm: „Wie geht es denn, mein Herr?“ Er sagte: „Ich habe jemand zu dir geschickt, und du hast gesagt, daß du zu mir kommen willst, mich zu besuchen, aber du bist nicht gekommen; warum bist du so unbeständig? Und seitdem ich dich damals gesehen habe, wie du an der Tür standest bis jetzt, kann ich nicht mehr schlafen; wenn ich mich hinlege, träume ich nur alle Tage von dir in meinem Schlaf.“

Da antwortete ihm die Frau und sagte: „So Gott will, will ich dich nicht mehr herumerschleppen; wenn du nach mir verlangst, werde ich sogleich kommen; aber zunächst verschaffe mir ein Stück Fleisch, daß ich für meinem Gast etwas zu essen koche, hernach will ich kommen.“ Der junge Mann fragte sie: „Wen hast du denn zu Gast bekommen?“ Die Frau antwortete und sagte zu ihm: „Mein Vater ist es, der bei uns zu Gast ist.“ Da sagte er: „So Gott will, so warte hier, ich werde dir sogleich das Fleisch bringen.“

So stand er auf und ging seines Weges, und die Frau blieb dort stehen. Da kam der junge Mann auch schon mit einem Rindsviertel und sagte zu ihr: „Hier ist das Fleisch, aber nun halte mich auch nicht länger hin.“ Sie sagte: „So Gott will, ich werde dich nicht hinhalten.“ So streckte er die Hand aus und gab ihr das Fleisch, und die Frau nahm es und ging ins Haus hinein. Und der, der das Fleisch gestiftet hatte, ging draußen hin und her und wartete auf die Erfüllung des Versprechens, das ihm die Frau gegeben hatte.

Und als die Frau hineingegangen war, nahm sie das Fleisch und zerschneidete es und tat es in den Topf. Als sie es taum in den Topf gelegt hatte, kam ihr Mann herbei und fand seinen Schwiegervater in der Halle sitzen. Und als er seinen Schwiegervater dort in der Halle sitzen sah, gerann ihm sein Blut; er fand kein Wort zu sagen, noch wußte er, was er tun sollte. Aber er kam doch näher, bis er dort ankam, wo sein Schwiegervater saß. Und er grüßte ihn der Sitte gemäß und fragte ihn, wie es ihm ginge. Dann ging er zu seiner Frau hinein und fand sie bei dem Kochen des Fleisches und fragte sie: „Meine liebe Frau, was kochst du da?“ Sie sagte: „Ich koche Fleisch.“ Er fragte: „Wo hast du denn das Fleisch herbekommen?“ Sie sagte: „Ich habe es von den Nachbarn bekommen, die haben es mir gegeben.“ Als ihr Mann dies hörte, schwieg er still, und er wurde betrübt, weil er so gar nichts hatte. Und er

fragte zu seiner Frau: „Meine liebe Frau, was sollen wir anfangen, und nun haben wir auch noch einen Gast.“

Seine Frau antwortete und sagte zu ihm: „Ich weiß nicht, was wir tun sollen.“

Der Mann sagte: „Ich will doch hinaus zu den Reichen gehen, bei welchen ich die Kinder melke und will ihnen sagen: „Ich habe jetzt einen Gast bei mir, nun möchte ich gern, daß ihr mir etwas, was es auch sei, gebet, daß ich es für meinen Gast kochen kann.“ So stand er auf und ging zu den reichen Leuten, bei denen er arbeitete und teilte ihnen alles mit, wie es ihm gegangen war.

Und diese reichen Leute nahmen es nicht übel auf und gaben ihm ein wenig Fleisch und ein wenig Milch und er nahm es und ging damit weg.

Und dort hatte die Frau unterdessen das Fleisch, das sie von dem Verfäher erhalten hatte, fertig gekocht. Da kam denn auch ihr Mann mit etwas Fleisch wieder zum Vorchein und die Frau streckte die Hand aus und nahm das Fleisch von ihrem Manne in Empfang und legte es auf die Erde. Und dann stand ihr Mann auf und wusch sich die Hände und ging sogleich in die Halle. Und die Frau drinnen schöpfte das Fleisch aus dem Topf und legte es auf die Schüssel, von der man zu essen pflegte.

Und der Verfäher war an seiner Stelle geblieben und dort hin und her gegangen, bis er sah, daß die Zeit vergangen war, die er mit der Frau abgesprochen hatte. Und er sagte zu seinem Herzen: „Am besten ist es, ich geh vorne an der Tür vorbei und sehe einmal nach, vielleicht bekomme ich da die Frau zu sehen.“ So brach er auf und ging dort vorbei und traf den Mann der Frau und den Schwiegervater dort sitzen und sich etwas erzählen. Als das der Gottlose sah, grüßte er, und der Mann der Frau erwiderte den Gruß und bat ihn, näher zu treten, und der Gottlose kam und setzte sich, und der Mann der Frau wußte nichts davon, was jener für Pläne hatte, und was er eigentlich wollte. So unterhielten sie sich miteinander, der Vater der Frau und der Mann der Frau und jener Schweinehund, welcher den Frieden im Hause des jungen Mannes stören wollte, und es waren also in Summa die drei Männer dort in der Halle.

Und als die Frau drinnen das Fleisch auf die Schüssel gelegt hatte, brachte sie es in die Halle hinaus. Und als ihr Mann aufstand und das Fleisch in Empfang nahm, sagte die Frau: „So eßt nun, ihr drei Narren!“ Da erhob sich ihr Vater und sagte: „Ei, worin besteht denn meine Narrheit?“ Seine Tochter antwortete ihm und sprach: „Bitte, Vater, ich muß zuerst, hernach werde ich dir deine Narrheit

mitteilen.“ Aber der Vater sagte: „Rein, ich esse nicht, sondern du sollst mir zunächst meine Narrheit ansagen, hernach will ich essen.“ Da erhob sich die Tochter und sagte: „Mein Vater, du hast eine teure Sache für etwas Billiges verkauft.“ Ihr Vater sagte ihr: „Was habe ich denn zu billig verkauft?“ Sie sagte: „Nicht hast du, mein Vater, zu billig verkauft.“ Er sagte: „Wieso denn?“ Sie sagte: „Vater, du hast keine Tochter und keinen Sohn, als nur mich allein; und du bist hingegangen und hast mich für hundert Kinder verkauft. Und du, Vater, hast doch sechstaufend Kinder. Da hast du hundert Kinder für wertvoller, als mich gefunden; darum habe ich gesagt: „Du hast etwas Teures für etwas Billiges hingegen.“

Und der Vater sagte: „Das ist wahr, mein Kind, ich bin ein Narr gewesen.“

Da erhob sich ihr Mann und sagte: „Nun bitte, sage auch mir meine Narrheit an.“ Die Frau sagte zu ihm: „Du bist ein noch viel größerer Narr.“ Er sagte: „Wieso denn?“ Sie sagte: „Du hast hundert Kinder von deinen Eltern ererbt, nicht ein Kalb hast du mehr ererbt. Da hast du nun sie alle genommen und mich dafür geheiratet, für alle deine hundert Kinder; und da waren doch so viel Frauen in eurer Stadt, für deren Brautrecht nur zehn oder zwanzig verlangt wurden, aber du hast sie nicht angesehen, du bist gekommen und hast mich für alle deine Kinder geheiratet; und nun hast du nichts, nicht einmal etwas zu essen für mich und dich, und bist ein Diener fremder Leute geworden und gehst nun hin, und wenn du die Küche fremder Leute meißt, dann bekommst du etwas zu essen; hättest du die Hälfte deiner Kinder behalten und für die Hälfte eine Frau geheiratet, dann hättest du etwas zu essen. Also das ist deine Narrheit, mein lieber Mann.“

Und da fragte auch jener Nichtswitz: „Und worin besteht denn meine Narrheit?“ Sage es mir an!“ Da erhob sich die Frau und sagte: „Du bist ein noch viel größerer Narr, als die andern beiden.“ Er sagte zu ihr: „Wieso denn?“ Sie antwortete und sagte zu ihm: „Du wollest etwas, was für hundert Kinder gekauft war, für ein einziges Rindsviertel bekommen; bist du da nicht ein Narr?“

Da sprang der aber auf und machte, daß er fort kam. Und ihr Vater blieb zwei Tage bei ihnen; am dritten Tage brach er auf und nahm seinen Abschied und ging heim. Und als er zu Hause angekommen war, machte er die Kinder los, die er von seinem Schwiegervater bekommen hatte und schickte sie ihm zurück, und er ging zu ihm mit noch anderen zweihundert. So konnte seine Tochter mit ihrem Mann viele Tage in guter Ruhe leben.